Henry S. Landors Martyrium in Tibet.

Das südasiatische Hochland Tibet, das wegen seiner hohen Lage das „Dach der Welt" genannt wird, ein Land von sehr rauhem Klima und trauriger Vegetation, hat sich für die geographische Erforschung als das unzugänglichste Gebiet erwiesen. Dieses Nebenland Chinas, von der dreifachen Größe Oesterreich-Ungarns, mit einer dünnen Bevölkerung von wenig über einundeinhalb Millionen ist ein buddhistischer Priesterstaat, sein Oberhaupt und Regent, der Dalai-Lama, der „Priester-Ocean," gilt als der chinesische Papst; seine Residenz ist Lhassa im Thale des Kitchu, eines Zuflusses des Brahmaputra; es erhebt sich auf der flachen, großen Terrasse eines Bergabhanges und ist ein Ort mit vielen Klöstern, Tempeln, Priestern und Nonnen. In Lhassa einzudringen, ist noch keinem europäischen Reisenden gelungen. Der russische Forscher General Przschewalski und der Prinz Henri von Orleans mußten—ersterer noch weit ab davon—vor dieser heiligen Stadt umkehren. Dies schwere Ziel nun zu erreichen, hatte sich der junge englische Maler Henri S. Landor im Frühjahr 1897 zur Aufgabe gestellt. Die beiden oben genannten Forscher waren vom Norden aus vorgedrungen; unser Reisender ging vom Süden, von Indien aus, was er später sehr bedauert hat, weil die Schwierigkeit des Vordringens über das Himalayagebirge bedeutend größer ist als auf dem andern Wege. Seine Absicht war, in chinesischer Verkleidung sich in Lhassa einzuschleichen; er gedachte, die Rolle des Pilgers zu spielen. Er hat auch trotz aller Fährnisse Lhassa vor Augen bekommen, aber wenn den beiden Andern nur der Schmerz des Verzichtens auferlegt wurde, so sollte der Engländer sein verwegenes Vorhaben mit unsäglichen Peinigungen büßen. Ueber seine Schicksale sind bereits von London her knappe Berichte zu uns gedrungen. In der eben im Leipziger Verlag von F. A. Brockhaus erschienenen autorisirten deutschen Ausgabe seines Werkes unter dem Titel „Auf verbotenen Wegen" erhält der deutsche Leser ausführliche Kunde sowohl über die Reisen Landors als auch über seine furchtbaren Schicksale vor Lhassa.

Es ist ein des höchsten Interesses werthes Werk, einmal in Bezug auf die lebendige Schilderung von Land und Leuten, sodann in Bezug auf die Fülle dramatischer Szenen. Sowohl das geographische wie das dramatische Element finden eine reiche Veranschaulichung durch eine Karte, acht farbige Bildertafeln und über 150 Illustrationen. Der in seiner Ausstattung der Verlagsfirma zu hoher Ehre gereichende Band umfaßt 511 Seiten in groß Oktavformat.

Mit einem chinesischen Paß versehen und mit großer Ausrüstung von Instrumenten bricht Landor aus dem schon von der Pest heimgesuchten Bombay auf. Zuerst auf dreitägiger Eisenbahnfahrt, sodann theils zu Wagen, theils zu Pferde gelangt er zu den Vorbergen des Himalchas, nur in Begleitung eines angeworbenen Dieners, da die als Träger zur Theilnahme an der Expedition bereiten Personen kaum zu befriedigende Ansprüche erheben. Ueber Gebirgszüge kommt er von Bhat nach Askot, einem Ort mit dem Palast des Rajiwar (Haupt eines Königreiches) auf einem Berggipfel und 200 unter dem Abhang des Berges verstreut liegenden kleinen Häusern. Nach drei Tagemärschen gelangt die inzwischen durch Träger verstärkte Expedition zu den in den Wäldern wohnenden Raots, den Waldmenschen.

Als warnender Eckart kündet unserm Reisenden ein Raot an, die Berggeister werden sein Vordringen hindern, er werde große Schmerzen erleiden." Und in einer Schaar von Raots wird ihm prophezeit: „er werde bald sterben." Zuletzt noch beim Abschied wiederholen es die Waldmenschen: „Du hast die Wohnstätten der Raots gesehen, Du bist der erste Fremde, der das gethan hat, und Du wirst viel leiden, die Götter sind erzürnt über Dich!" „Später," — so schreibt der Verfasser — „als ich Todesqualen der Hölle litt, kam mir dies alles wieder mit entsetzlicher Deutlichkeit in das Gedächtniß zurück."

An vielen Dörfern der Schokas vorbei führte der Aufstieg zum Himalaya. In dem auf einer Höhe liegenden Ort Sirka macht unser Reisender Besuch bei zwei amerikanischen Missionarinnen, die ihn mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen; sie laden ihn zu Tisch ein, er sie zu sich zum Thee. Der Weg führt dann über den hart an Felsenabhängen sich entlang ziehenden Nerpani-Pfad nach Garbyang. Hier erfährt Landor, daß der so geheim gehaltene Plan seiner Reise den tibetanischen Behörden verrathen worden sei. Und er hört von den Schokas Fälle von empörender Grausamkeit der Tibetaner. Die Schokas aber erwiesen sich als „Gentlemen" und thaten alles, um dem Reisenden den Aufenthalt angenehm zu machen.

Es war eine Höhe von 3300 Meter erreicht. Jetzt ging die Expedition höher hinauf über große Schneeberge. Hier stürzt Landor einen Abhang hinunter und geräth in Gefahr, in einen reißenden Strom zu fallen und von diesem in einen Eistunnel gerissen zu werden, wo ihm der Tod sicher war. Da gewahrt er unter sich einen aus dem Schnee hervorragenden Stein, er streckt die Beine zum Anprall aus. Der Stoß war furchtbar, aber er brachte Rettung. Der Verfasser, der vom Eis blutig geschunden war, nennt die Episode eine Rutschpartie.

Mancherlei Abenteuer und Gefahren folgen später. Eine über den Kuti-Fluß führende Schneebrücke stürzt vor ihren Augen ein und nöthigt zum Rückmarsch nach Garbyang, und dort erlebt man ein Erdbeben. Auf den gefährlichsten Wegen—einmal über den Kalifluß—tastete er sich an einer steilen Felsenwand entlang, in welcher Hände und Füße nur in eingehauenen Löchern Halt finden, um auf solchem halsbrecherischem Wege die von Tibetanern bewachten Wege zu meiden. Er hat jetzt dreißig Leute. Unter diesen sind Zwei, die sich, als alle Andern abtrünnig geworden, als treue Gefährten erwiesen haben und auch seine Leidensgefährten werden sollten: Man-Sing (der Ausfätzige) und Tschanden-Sing (ein früherer indischer Polizist). Außerdem hat sich Landor ein Arzt, Doktor Wilson, angeschlossen.

Nach einem furchtbaren Marsch über Nebenflüsse des Kali ging es durch den Jolinkanpaß in Höhe von 4750 Meter. Man sieht jetzt das Rückgrat des Himalaya vor sich. Das Ueberschreiten dieser Gletscherwelt in Höhe von 19,000 Fuß bringt Tod und Verderben. Zwei Leute und Landor sind dem Erfrieren nahe und werden wie durch ein Wunder gerettet. Durch den Sumpithapaß gezogen, wird die tibetanische Grenze erreicht.

Hier stößt man auf zwei Bettler, die sich als tibetanische Spione erweisen, später auf Grenzwachen. Diese drohen, ihnen die Köpfe abzuschneiden, kriechen aber, als man Miene macht, sie anzugreifen, demüthig zu Kreuze. Mit großem Gefolge zieht ihm aber der Tarjum (Fürst) von Barka entgegen, und nach stundenlangen Unterhandlungen gestattet er acht Leuten, nach dem Mansorowarsee ziehen zu dürfen.

Die Widerstände aber häufen sich beim Weiterzuge, die Aussichten werden immer trüber. Doktor Wilson verläßt die Expedition vor der Erklimmung neuer Schneeberge, die unter scharfer Kälte 48 Stunden dauert. Nachher droht eine Räuberbande, die aber, sobald sie ernsten Widerstand sieht, ausreißt. Von einem Lagerversteck in Felshöhlen, das „Schreckenslager" getauft wird, sieht man einen auf die Suche nach den Eindringlichen ausgeschickten Soldatentrupp. Landor erfährt auf dem Weiterzuge, daß ein Preis von 500 Rupien auf seinen Kopf gesetzt worden ist (ungefähr 800 Mark), deren Besitz in Tibet zum reichen Mann stempelt. Nördliche Nachtmärsche, an Bergen hinauf und hinab, führen zum Mansorowarsee und zu einem Lama-Kloster, wo die Expedition freundlich empfangen wird. Eine Reiterschaar ist ihr entgegengeschickt und auch diese ergreift die Flucht, sobald die Leute Landors Ernst zum Angriff machen, und ebenso nachher Räuber. Weiter geht der Marsch durch einen Hügelzug. Später begegnet ihnen ein Abgesandter, der sich erbietet, sie in's Land zu führen, sich aber durch seine Truppenschaar von 200 Mann verdächtig macht. Bis auf acht Mann, die Landors Expedition begleiteten, ziehen die Soldaten ab. Die acht Mann beschwören unsern Reisenden, nicht weiter zu ziehen. Er geht aber durch den Maiumpaß (5355 Meter) zur Quelle des Brahmaputra und nimmt die Handelsstraße, auf welcher die Karawanen von Laback nach Lhassa ziehen.

Ein harter Schlag trifft die Expedition dadurch, daß ein Yak, welcher die Habe Landors trug, von zwei andern Yaks in einen Strom gestoßen wird; es verschwinden Proviant, Munition, Geld und der größte Theil ihrer Habseligkeiten in einem reißenden Strom, der Hungertod tritt in der Wildniß an sie heran. Da muß er sich widerwillig entschließen, um seine Diener zu retten, menschliche Ansiedlungen aufzusuchen. Es war sein und seiner Leute Verderben! Die eigenen Leute Landors packt wahnsinnige Furcht vor den sie verfolgenden Feinden, so daß sie meutern und ihren Herrn tödten wollen. Schon schwingt in dunkler Nacht der durch das Loos erkorene Mörder das Messer, da gewahrt ihn der Reisende und macht ihn unschädlich. Noch einmal wird er durch freundlichen Empfang von Eingeborenen von neuen Hoffnungen belebt. Jetzt steht er vor Lhassa; in der Nacht will er sich von einem abgelegenen Ort aus in die Stadt, die keine Thore hat, in chinesischer Kleidung als Pilger einschleichen und sich zur Vorsicht taubstumm stellen. Er geräth in gehobene Stimmung; schon sieht er sich in der heiligen Stadt.

Da ereilt ihn das Schicksal. Bei seinem Handel um ein Pferd umstehen ihn viele Menschen. Eben bückt er sich, um die Vorderbeine zu besehen, da wird er umringt, ergriffen, mit Stricken am Halse und an Händen und Füßen gefesselt.

Auch die beiden einzigen Gefährten, welche ihm geblieben waren, Tschanden-Sing und Man-Sing, wurden überwunden und gebunden. Das Gepäck wurde durchstöbert, die Taschen der Gefangenen durchsucht und ihnen alles geraubt. Nun befestigten die Tibetaner die um die Hälse ihrer Gefangenen geschlungenen Stricke an den Sattelknöpfen, machten deren Füße los, sprangen dann auf ihre Reitthiere und ritten unter Siegesgeschrei davon zu ihrer Niederlassung.

Unter allen Leiden, die Landor erduldet und weiter in Aussicht hatte, hielt er den Grundsatz fest: Nie die Feinde sehen lassen, daß er leide. Er kennt den Charakter der Tibetaner zu gut, um nicht zu wissen, daß sie dann noch grausamer sein würden. So heuchelt er den größten Gleichmuth, als man ihm sagt, er werde enthauptet werden. „Nikutza" — schon gut — ist seine trockene Antwort. Das imponirt den Eingeborenen; ihr erster Eifer kühlt sich ab.

Er wird vor ein Zelt geführt, in welchem eine große Anzahl rother Lamas mit kahl rasirten Köpfen und langen wollenen Tunikas versammelt war, und man macht ihn zum Augenzeugen der grausamen Auspeitschung seines Dieners, Tschanden-Sings, den man beschuldigt, Landor den Weg in's Land gezeigt zu haben.

Dann wird er vor das Tribunal zum Verhör geführt. Auf einem hohen Sitze in der Mitte des Zeltes, umgeben von Lamas und Offizieren, sieht er in weiten gelben Hosen und gelbem Rock mit herabhängenden Aermeln, auf dem rasirten Kopf einen ungeheuren vierspitzigen, vergoldeten Hut mit drei darauf gemalten Augen, einen hysterisch aussehenden jungen Mann: den Pombo, einen Großlama, den Gouverneur der Provinz. Zu seiner Rechten steht ein dicker, kräftiger Lama, ein gewaltiges zweihändiges Schwert haltend. Drei Lamas wollen den Reisenden auf die Knie niederwerfen, aber es gelingt diesem, seine aufrechte Stellung zu bewahren. In tibetanischer Sprache schnaubt der Pombo ihn wuthschäumend an. Als Landor ihr ersucht, „nicht so schöne Worte zu brauchen," ist der Andere ganz verdutzt.

Auf's Neue wird der Gefange zum Zeugen einer noch furchtbareren Auspeitschung des nackt auf dem Boden hingestreckten Dieners Tschanden-Sing gemacht. Bei jedem Hieb, den Jener erhält, ist ihm zu Muth, als ob ihm ein Dolch in die Brust gestoßen würde. Aber er thut, als sei ihm diese Tortur die gewöhnlichste Sache von der Welt.

Der Pombo wird plötzlich sanft wie ein Lamm. Er verlangt von Landor, er solle aussagen, daß sein Diener die Landkarten und Skizzen gemacht habe, dann solle dieser enthauptet werden, ihm aber werde kein Leid zugefügt werden. Der Forscher nimmt alle Schuld auf sich. Tschanden-Sing hält sich heldenmüthig; keine Klage, keine Bitte um Gnade kommt über seine Lippen. Landor wird abgeführt. Ein Offizier, ein Rupun (der Nächste im Rang nach dem General), dem die Tapferkeit des Gefangenen Respekt abgenöthigt hat, erweist ihm Theilnahme und Höflichkeit. Aber dieser kann ihn nicht vor weitern Grausamkeiten schützen. Ein Soldat sagt Landor am nächsten Tage: ihm sollen beide Beine gebrochen und die Augen ausgebrannt werden; dann würde er enthauptet.

Und er sollte wirklich Todesqualen erdulden. Man bindet ihm die Hände auf den Rücken und setzt ihn auf ein wildes Pferd mit einem Sattel mit sechs scharfen Stacheln, die sein Rückgrat verletzen und ihm wahnsinnige Schmerzen verursachen. Nach meilenlangem Ritte, dem Hunderte von Lamas zuschauen, wird Landor wieder vor den Pombo geführt. Man will diesem zeigen, wie der Gefangene mit Blut bedeckt sei; dieser aber spricht ihm seine Zufriedenheit darüber aus, „auf einem so vorzüglichen Pferde geritten zu haben." Dies Benehmen macht die Tibetaner gänzlich irre. Wieder wird er auf's Pferd gesetzt; aber mit Handschellen gefesselt, von denen ein langes Seil zu dem Anführer der ihn begleitenden Rotte geht. Auch der Pombo befindet sich in der Kavalkade. Mit Schreien und Schlägen wird Landors Pferd zum Galopp angestachelt; man vergnügt sich damit, ihn an dem Seil zu zerren, damit er unter die Hufe der Pferde komme. So geht es in das Hauptquartier, an den Fuß eines Hügels, auf dessen Gipfel eine Festung und ein großes Lamakloster stehen. Hier wird der Gefangene, an den Händen gefesselt, mit den Füßen auf ein dreikantiges Holz gebunden. Zu Hunderten drängen sich die Lamas schreiend und lärmend auf dem Folterplatz, und bald fällt ein Schuß, der dem Gefangenen gilt, ihn aber nicht trifft.

Seine Beine werden so weit wie möglich auseinander gezogen und die Stricke so fest angezogen, daß sie in das Fleisch schneiden. Ein Kerl tritt mit einem Schlägel, der dort zum Zerbrechen der Beine angewendet wird, vor, andere halten Folterwerkzeuge bereit. Ein Eisenstab wird im Kohlenbecken glühend gemacht.

„Wir wollen Dir die Augen ausbrennen!" ruft der Chor der Lamas.

Der Pombo nimmt den glühenden Eisenstab am Griff und schreitet auf den Gefesselten zu. Er zögert, doch die Lamas feuern ihn an.

„Du bist" — sagt er — „in dieses Land gekommen, um zu sehen, deshalb sollst Du geblendet werden!"

Mit diesen Worten hält er ihm das rothglühende Eisen in einer Entfernung von 3 bis 5 Centimeter quer vor die Augen, sodaß es beinahe die Nase berührt. Die Hitze war versengend, der Schmerz furchtbar. Nach etwa 30 Sekunden lag das Eisen zischend am Boden.

Mit auseinandergereckten Beinen, an diesen, Rücken und Händen blutend, alles in gräßlich rother Färbung sehend, inmitten des wahnsinnig machenden Lärms des Gong, der Trommeln, Becken und des Horns, von der feigen Menge beschimpft und angespieen, von einem Kerl an den Haaren festgehalten: in dieser Lage bleibt Landor doch scheinbar gleichgiltig. Der Pombo legt ihm eine Luntenflinte an die Stirn, die Mündung nach oben gerichtet, ein Soldat zündet die Lunte an, die Entladung versetzt dem Gefangenen einen kolossalen Stoß, dem Pombo fliegt aber die Waffe aus der Hand.

So seltsam es klingt, der Gefangene sagt, daß er über diesen Mißerfolg in Lachen ausgebrochen sei, und daß dieser Ausbruch die Wuth der Lamas gesteigert habe.

Jetzt wird dem Pombo ein zweihändiges Schwert gereicht. „Tödte ihn, tödte ihn!" ruft die Mengen.

In diesem Augenblick ruft Landor ihnen zu, daß, wenn er heute stürbe, sie alle morgen sterben würden. Wie rasend springt der Pombo vor und geht mit dem Schwert mit langsamen, gewichtigen Schritten zu dem Gefangenen. Der Mann, der den Gefangenen an den Haaren hält, will ihm den Nacken niederzwingen, es gelingt ihm nicht. Der Pombo hebt das Schwert über seine Schultern empor, führt es bis an Landors Hals hinunter, der Henker scheint die Entfernung für einen wirklichen Streich zu messen; dann tritt er einen Schritt zurück, erhebt schnell das Schwert wieder und führt mit aller Macht einen Hieb, aber nur scharf an den Hals heran, ohne diesen zu berühren. Wieder zögert er, sein Beginnen fortzusetzen, aber die Menge feuert ihn mit wildem Geschrei unter blutdürstigem Ausdruck der Gesichter an. Jetzt wiederholt der Pombo dasselbe Verfahren an der andern Kopfseite des Gefangenen. Dann schien alles vorbei zu sein.

Landor bemerkt nach der Schilderung dieser Szene, daß er dieses Schauspiel nie vergessen werde, und dies wird ihm Jedermann glauben. Hinterher hat er erfahren, daß diese „unangenehmen Schwertübungen" in Tibet der wirklichen Enthauptung voranzugehen pflegen.

Es folgt jetzt große Berathung. Nachher wird Landor gesagt, seine Hinrichtung sei bis zum nächsten Tage aufgeschoben. Erst solle seine Folterung stattfinden. Er und der gefesselte Man-Sing bitten jetzt um Nahrung. Merkwürdigerweise werden mehrere Lamas, die sich am brutalsten gezeigt, sehr höflich und behandeln die Gefangenen mit Ehrerbietung, auch bringen sie Speisen und Thee herbei. Doch bald beginnt die Folterung auf der Streckleiter; Landor sagt, er habe mit ausgereckten Beinen, halb hängend, das Gefühl gehabt, als ob alle Knochen sich aus den Gelenkpfannen gelöst hätten. Es regnet; halb nackt und verwundet, brannten sie wie im Fieber. Es gelingt Landor, seine und seines Leidensgenossen Fesseln zu lockern; schon dämmert in ihm der Plan zur Flucht auf; aber die Lösung der Fesseln wird entdeckt. Dem Pombo bietet Landor sein Martini-Henry-Gewehr als Geschenk und 500 Rupien für das Kloster, erfahrt aber eine Ablehnung, da das Kloster sehr reich sei, und seine Stellung dem Pombo verbiete, ein Gewehr zu tragen. Indessen ist Letzterer von dem Anerbieten ganz gerührt und scheint sich dafür zu bedanken. Bei dem Durchsuchen von Landors Sachen kommt ein Schwamm zum Vorschein. Er nimmt ihn, taucht ihn in eine Wasserlache, und um seine Peiniger zu erschrecken, spielt er die Rolle des Zauberers; er redet den Schwamm englisch wie mit Zauberformeln an. Als die Menge den Schwamm mehr und mehr anschwellen sieht, veranlaßt sie solche Bekundung geheimer Kräfte zu eiliger Flucht.

Noch ein anderer Vorfall giebt den Feinden zu denken. Ein Lama will später mit dem Gewehr Landors einen Schuß versuchen, hält dasselbe aber, wie er es bei Luntenflinten zu thun pflegt, mit dem Kolben an die Nase. Der Rückschlag beim Schuß wirft ihn zur Erde nieder; er schreit jämmerlich, die Nase ist ihm zerquetscht, ein Auge aus- und die Zähne eingeschlagen. Es ist dies derselbe Lama, der an der Spitze der die Enthauptung fordernden Partei stand. Das macht Eindruck, man hält Berathung und befreit Landor von den Fesseln.

Nun veranstaltet man ihm sogar ein Schauspiel mit Reitkünsten, wobei er dem Pombo zur Seite sitzen darf. Zuletzt führt der Letztere unter außerordentlichen Gliederverrenkungen, indem er die Arme, den Kopf, den Rumpf und die Beine wie eine Schlange bewegt, einen Tanz auf; er arbeitet sich dabei in einen Zustand der Raserei hinein. Die Menge der Gläubigen bietet dabei inbrünstig. Oft berührt der Tanzende mit dem Kopf den Boden. Ganz bleich und erschöpft, beendet er den Tanz und zieht sich in sein Prunkzelt zurück. Aus demselben wieder heraustretend, sagt ihm Landor, der Tanz sei wunderschön gewesen, aber er habe Hunger. Es wird ihm Speise gebracht. Trotzdem wird er für die Nacht wieder an den Pfahl gebunden.

Am nächsten Tage führt ein Umstand, den sich der Forscher nicht erklären kann, eine überraschende Wendung seines Schicksals herbei. Die Untersuchung seiner Finger versetzt Alle in hohes Erstaunen. Alle Lamas kommen herbeigelaufen, auch der Pombo; das Gerichtsverfahren wird sofort eingestellt. Nach einigen Wochen erfährt er den Grund davon. Seine Finger sind etwas höher zusammengewachsen, als es gewöhnlich der Fall ist. Wer solche Finger besitzt, ist nach tibetanischem Aberglauben durch Zauber gefeit. Man läßt ihn mit Tschanden-Sing die Rückreise nach Indien antreten.

Aber auf den langen Marschen haben sie noch viel zu leiden, sie sind fast nackt und barfuß; ihre Kleider, zerlumpt, wimmeln von Ungeziefer. Einen Steinwurfe von der Grenze entfernt, begegnen sie einem Trupp Soldaten und Lamas, die auf sie schießen wollen, diese wollen die Gefangenen jetzt zwingen, wieder über den hohen Lumpaypaß zurückzugehen. Schon fügt sich Landor, da überbringt ein Reiter ein Verbot des Tarjum von Barka, nicht durch seine Provinz und durch den Lymphapaß zu gehen. Nun blieb nur der Weg zur Grenze übrig. Die Gefangenen werden von den Wachen weiter eskortirt; nahe der Grenze bei dem Kloster von Taklakot bemerken sie ein Schokalager; in der Furcht vor neuen Zwischenfällen entfliehen sie ihren Wachen, galoppiren an einer hohen Wand entlang und befinden sich wieder unter Freunden.

Der Erste von diesen, den sie wiedersahen, Dr. Wilson, ihr Begleiter auf einer Strecke, erkannte Landor nicht wieder. Allmälig hat Letzterer sich von seinen Leiden erholt, für sein Rückenleiden braucht er noch eine Kur, die Sehkraft eines Auges ist erloschen, die des anderen erhalten geblieben.

Wir haben in dieser Darstellung den Schwerpunkt auf das Leidensdrama des Forschers gelegt und die interessanten Details weggelassen, die der Leser im Buche nachlesen wolle. Sein Werk ist aber auf allen anderen Seiten hochinteressant in den Schilderungen des tibetanischen Landes, der Sitten und Einrichtungen des Volkes. Er hat das Leben und Treiben eines eigenartigen Volkes belauscht, das noch jetzt Jahrtausende alte Gebräuche hat, und dessen uralte Heiligthümer von habgierigen, gewissenlosen buddhistischen Priestern gehütet werden, von denen Landor unerhörte Schändlichkeiten berichtet. Er gewann auf seinen Kreuz- und Querzügen einen tiefen Einblick in die geheimnißvolle Welt Tibets, das durch die höchsten Berge der Erde, durch einen Panzer von ewigem Eis gegen die übrige Welt abgeschlossen wird. Die trotz steter Lebensgefahr von ihm aufgenommene Karte, die seinem Werke beigegeben ist, ist ein Resultat überaus mühseliger Arbeit des Forschers. Ja, mit seinem eigenen Blute zeichnete er nach seiner Gefangennahme Nachts die Kartenskizze des Weges, den die Schergen tagsüber mit ihrem Opfer genommen hatten.

Als wissenschaftliche Ergebnisse seiner Reise bezeichnet er die Entscheidung der bisher noch offenen Frage, ob der Mansorowar-See und der Rakastal wirklich von einander getrennt sind, ferner die nach einer Ersteigung erfolgte photographische Aufnahme einiger Himalaya-Gletscher in Höhe von 6700 Meter, weiter die Festlegung der zwei Hauptquellen des Brahmaputra, die vor ihm von keinem Europäer erreicht sind, endlich die Thatsache, daß er mit nur zwei Mann Begleitung in dem bevölkertsten Theil von Tibet reisen konnte.

Die lebendige und klare Darstellung, die Fülle der Abenteuer und Fährnisse macht in Gemeinschaft mit den Kulturschilderungen die Lektüre ungemein genußreich, und in vielen Partien findet auch die Sensationslust ihre Rechnung.

Ein „Ebenbürtigkeits"-Streit aus alter Zeit.

Wir lesen in der Berliner „Volk.-Ztg.": Vor etwa achtzig Jahren machte ein Streitfall, der eine gewisse Aehnlichkeit mit der Lippe'schen Affaire besitzt, in Süd-Deutschland viel von sich reden. Die Fürsten, die damals hart aneinander geriethen, waren der Großherzog Karl von Baden und sein Schwager, König Maximilian Josef von Bayern. Den Anlaß zu den Differenzen gab die Regelung der Erbfolgefrage in Baden, und zwar handelte es sich auch hier um die Entscheidung über die Successionsfähigkeit von Familienangehörigen, die aus nicht „standesgemäßen" Verhältnissen stammten. Der Verlauf dieser Angelegenheit, die mit einem glänzenden Siege des „unreinen Blutes" endete, ist so interessant, und bietet so viele Momente, die zu Vergleichen mit neueren Ereignissen herausfordern, daß wir durch Wiedergabe der nachstehenden Mittheilungen, die uns von unterrichteter Seite zugehen, an die alte Historie erinnern wollen.

Großherzog Karl von Baden, der von 1811 bis 1818 regierte, war der Gemahl der Adoptivtochter Napoleon's des Ersten, Stephanie Gräfin von Beauharnais. Da männliche Erben aus dieser Ehe nicht vorhanden waren, so mußte die Regierung, wenn der Großherzog starb, auf dessen schon bejahrten, unvermählten Oheim, den Markgrafen Ludwig übergehen. Mit diesem wäre das badische Fürstenhaus ausgestorben. Eine Zerstückelung des Landes erschien für diesen Fall unausbleiblich, zumal Bayern, das sich unter Anderem auf eine vor vier Jahrhunderten getroffene Erbeinsetzung stützte, Ansprüche auf einen großen Theil Baden's erhob. Nun existirten aber drei Stiefbrüder des badischen Thronfolgers Ludwig, Söhne des Großherzogs Karl Friedrich aus dessen morganatischer Verbindung mit der später zur Reichsgräfin von Hochberg „erhobenen" Freiin Geyer von Geyersberg. Einem Erlöschen der badischen Fürsten-Familie und einer Auftheilung des Landes konnte mithin vorgebeugt werden, wenn man die Kinder dieser „Mesalliance", denen schon früher unter der Regierung ihres Vaters durch ein Statut von 1806 eine eventuelle Successionsfähigkeit zugesprochen war, durch ein Haus-Gesetz in aller Form als erbfolgeberechtigt erklärte. Diesen Weg wählte Großherzog Karl.

Er verlieh den drei ehemaligen Freiherren und späteren Grafen von Hochberg die Eigenschaft von badischen Prinzen und Markgrafen und nun besaß er die Gewißheit, daß „neues Leben aus den Ruinen sprossen" würde.

Der älteste jener ursprünglich nicht als „ebenbürtig" anerkannten Söhne der Freiin Geyer von Geyersberg, Leopold, brachte es denn auch vom Freiherrn bis zum Großherzog; er war der Vater des jetzt regierenden Großherzogs Friedrich von Baden. Heute würde wohl kaum ein deutscher Fürst behaupten, der Schwiegersohn Kaiser Wilhelm's des Ersten könne nicht als gleichberechtigt angesehen werden, weil sein Vater „nur" als Baron geboren wurde.

In dem schon erwähnten Hausgesetz, welches Großherzog Karl erließ, verkündete er zugleich die Untheilbarkeit des Landes. Die dahingehende Deklaration wurde wörtlich in die badische Verfassung vom 29. August 1818 aufgenommen. Die Anerkennung der Successionsfähigkeit der Hochberg'schen Linie hatte Großherzog Karl schon auf dem Wiener Kongreß von 1815 persönlich betrieben, und er war bereits damals den Bestrebungen Bayern's, sich auf Kosten Baden's zu vergrößern, entgegengetreten. Der bayerische König, der Gatte der Markgräfin Karoline von Baden, setzte natürlich alle Hebel in Bewegung, um die Regelung der badischen Thronfolgefrage zu hintertreiben und knüpfte offene und geheime diplomatische Verhandlungen an, um Theile von Baden, besonders der Pfalz und des Odenwaldes, an sich zu reißen. Sobald Großherzog Karl davon Kunde erhielt, sandte er einen geharnischten Protest an seinen Schwager und verbat sich die Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Landes. In diesem Schreiben apostrophirte er den bayrischen König u. A. wie folgt:

„Ich bin Ihnen, Sire, endlich mein Glaubensbekenntniß schuldig. Es ist Zeit, daß die Sache auf die eine oder andere Art beendigt werde, und ich muß Ew. Majestät erklären, daß . . . . ich auf nichts weiter einzulassen. Ich verblende mich nicht über die Lage, worin ich mich befinde. Nichts wundert mich, ich bin auf Alles bereit. Allein, ich erkläre Ihnen, Sire, daß, wenn man die Absicht hätte, mir mit Gewalt dasjenige zu entreißen, was man nie in der Güte erhalten wird, ich zu meinem Beistande an die öffentliche Meinung appellire, und schwerlich werden Ew. Majestät einen mächtigeren Alliirten finden."

Bayern, das thatsächlich daran dachte, seine Ansprüche mit Gewalt durchzuführen, mußte schließlich wie die anderen Mächte die Erbfolgeberechtigung der Hochberg'schen Linie anerkennen, nachdem Oesterreich die Vermittelung in diesem Streite übernommen hatte und die Entscheidung zu Gunsten Baden's gefallen war.

Ihr Ende erreichte diese Angelegenheit freilich erst nach dem Tode des Großherzogs Karl; aber zu dem für den bayerischen König nicht gerade angenehmen Ausgang mag nicht wenig die Sprache des unerschrockenen Rechtsgefühls beigetragen haben, welche der badische Großherzog zum Ausdruck brachte.

Brause, sausender Brausewind.

Wehleidig gewimmertes Klagelied des symbolischen Dichters Pankraz Klingelreim.

Brause, sausender Brausewind,
Und kühle die Schwüle des Abend.
Ich finde, linde Winde sind
Für der Herzen Schmerzen nicht labend!

Donn're, donnernder Donnerschlag,
Ihr Blitze, blitzt blitzend hernieder.
Nicht mehr dies Leben ich leben mag,
Nie wieder vom Flieder tönt Lieder!

Liebliches Liebchen liebt mich nicht mehr,
Und gewendet, geendet für immer
Hat die wonnige, sonnige Mär —
Mein Herz brach vor Schmerz jäh in Trümmer.

Sause — brausender Sausewind,
Vermehe mein Weh durch dein Wehen,
Und trag' mich zu ihrem Haus geschwind,
Sie sehen will ich— und vergehen.

Donn're, donnernder Donnerschlag!
Entfärben soll sie sich! Denn sterben
Will ich zu Füßen der Süßen. —Dann mag
Sie, statt Gulden, die Schulden meinerben!

Harry Nitsch.

's Baserl.

s' Baserl sitzt im Dachhod'nstüberl,
Hat a Schaallerl voll Kaffee,
Aber wenn's a Schlückerl ei'nimmt,
Schaugt's voll Andacht nach der Höh'.

In der Fruah und zu der Jausen,
Nach 'm Essen und um Drei
Und auf d' Nacht trinkt's ihra Haferl
Und oft van's dazwischen nei'.

Wenn i' zu mein' Baserl 'naufsteig
Ueber's Stiagerl noch der Höh',
Nacha sagt's: „Grüaß Gott, Herr Vetter!
Magst vielleicht a' Taff' Kaffee?"

Wenn i' antwort': „O mei' Baserl,
Der Kaffee, der taugt net mir!"
Nacha langt's in ihra Beuterl
Und zahlt mir a' Halbi Bier.

Und voll Falten und voll Runzeln
Is der Baserl ihra G'sicht,
Und voll Guatheit ihre alten
Aeugerl, wenn ma's lacha siecht.

Liaber Himmel, thua mei' Baserl
Nur recht lang derhalten mir,
Daß 's no viel Kaffee to trinka
Und i' ag' viel Halbi Bier!"

Eberl.